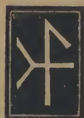
RUSSISCHE ELEGIE

DIETER VOLLMER

Russische Elegie



WULFFENPRESSE WIESBADEN

Verlag Wulffenpresse
Wiesbaden 1960, Satz, Druck und
Einband Studiendruckerei Wulffenpresse

BEGRÜSSUNG

DER ACKER

DIE HERDE

DIE BANJA

OSTERFEST

AM BACH

ERNTE

ALLER SEELEN

ABSCHIED

Begrüssung

Mit welcher Selbstverständlichkeit sie da hereinkommen! Sind wir nicht Feind, Besatzung, Störenfriede?

Ach nein, wir sind nur interessant. Man muß doch sehen, wie der neue Nachbar sich auf so wunderliche Art zwischen den dunkelbraunen Balkenwänden mit der zerfressenen, vergilbten Zeitungstapete einzurichten sucht. Und wer bisher hier aus- und einging, wann er wollte, wird das auch jetzt wohl noch dürfen?

Die beiden Zwölfjährigen allerdings, mit ihren schmalen, braunen Gesichtern und den hellen Augen darin, drücken sich einstweilen noch am Türpfosten herum, aber der halbwüchsige, blonde Siebzehnjährige ist mit einem munteren „sdrastwitsche" gleich bis mitten ins Zimmer gekommen, in dem wir noch packen und räumen, und hat sich auf einen, zufällig noch leeren, Stuhl gesetzt. Von dort aus unterhält er sich mit den Töchtern des Hauses, die einstweilen auf dem breiten, gekalkten Ofen Zuflucht gefunden haben und mit Katzenaugen unser Treiben beobachten. Sie unterhalten sich gut und sehr heiter, wahrscheinlich über uns. Bald hören wir die Namen heraus. Der Junge heißt Mischa. –

Jetzt lacht er über das ganze Gesicht, und da geht uns das auf. Der ganze niedere Raum scheint heller unter dem Herz fröhlichen Strahlen, während draußen, hinter den kleinen tiefen Fenstern, der Abend das Rotgold des fernen Horizontes langsam in Blau verwandelt.
Ursprünglichkeit! –
Die erste Ahnung rührt uns an, was das heißt:
Ursprünglichkeit der Landschaft und der Menschen,
da alles sich öffnet, alles zu blühen beginnt.

Der acker

Mischa pflügt. – Geduldig setzt das braune, magere Pferdchen Huf vor Huf, den langen, dunklen Acker hinauf, den langen Acker hinab. Und ebenso geduldig drückt der junge Bauersmann den Pflug in den Boden, Furche für Furche.
Der Vater ist fort, verschollen. Neun kleine Geschwister wollen leben. Ein früher Ernst liegt über dem Jungen, wie er da in seiner farblos verwitterten Jacke, die verwegene schwarze Kappe auf dem hellen Haar, barfuß durch die frisch aufgeworfene, dampfende Erde stapft, der trauernde Ernst des Kindes, das schon vor der Zeit Mann sein, die volle Arbeitslast des Mannes tragen soll. Die Mutter weiß wohl, was sie an ihm hat. Und wenn sie auch manchmal mit ihm schilt – er ist ja trotz allem noch ein großer Junge –, so liegt doch in dem Ton, in dem sie sich mit ihm berät, ganz selbstverständlich die Anerkennung, die ihrer stärksten Stütze zukommt. –

Es ist ein saures Pflügen. Denn das Land hat jahrelang brachgelegen. Gras und Quecke haben ein fest verfilztes Wurzelgewebe in den Boden gelegt, der nun aufgeteilt und jedem einzelnen feierlich als Eigentum zugesprochen wurde. Eigenes Land unterm Pflug! Vom frühen Morgen bis in die Nacht reißt die Arbeit nicht ab. Aber es ist nicht mehr Arbeit für andere, für dich selbst, für dich selbst! Und dazu ist das Land, soweit du blickst, eine Pracht von sattem, duftenden Braun mit feinem goldenen Schimmer darauf, und von lichtem, zarten Grün, und von oben, aus dem reinsten Hellblau, das du dir denken kannst, jubeln unermüdlich die Lerchen. Es riecht, schmeckt, klingt nach Frühling in jedem Lufthauch. Die Haut wird einem zu eng!

Nischa, Junge! Liegt da nicht im Ackerrain ein Arm voll Heu für die Stute? Und halb davon verdeckt die Milchflasche und – in ein Tuch eingeschlagen – das Brot? Braucht das Tier nicht eine Pause? Sieh', es ist Besuch da. Schon eine Weile stapft er neben dir her, langsam, Schritt für Schritt, den langen Acker hinauf und hinab. Aber da ist wieder das Heu erreicht, und das Pferdchen macht halt, als wüßte es um die geheimsten Gedanken des jungen Pflügers. Und diesmal treibt kein ungeduldiges „nua!", kein Ruck an der Leine es weiter. Diesmal bekommt es sein Heu, und während die Kinnladen das Futter mahlen, sitzt der Junge am Feldrand und kaut sein Brot, schluckt seine Milch. Dann lacht er sein hellstes, ganz unbeschwertes Lachen, legt sich, so lang er ist zurück und genießt, ganz Junge, ganz Kind, mit allen Fasern seine siebzehn Jahre. Pan, der Gott der jungen Hirten ist bei ihm. –

Doch einmal schaut sich die Stute nach ihm um, und da ist er schon wieder am Pflug, und noch von weitem kannst du ihn und sein kleines Pferd wie zwei Punkte über den Hügelrücken am Horizont dahinwandern sehen, den langen Acker hinauf, und der Wind trägt dir – gerade noch hörbar – sein helles „nua!" zu.

Die herde

Endlos, steppengleich dehnt sich die grüngoldene Weide. Du gehst eine, auch zwei Stunden weit hinein, und nur das Licht wechselt langsam, während du über eine der flachen Bodenwellen nach der anderen dahinwanderst, die Sonne im Rücken. Fern, am Horizont, zeichnet sich ein leuchtend gelber Sandrücken messerscharf gegen dunkelblaugraue Gewitterwolken ab. Du erkennst dort jedes Gehöft, jeden Zaunpfahl. –

Und endlich siehst du auch die Herde. Aus einer flachen Mulde taucht sie unvermittelt vor dir auf, buntscheckig leuchtende Tupfen In dem abendlich sonnenvergoldeten Grün. Ein Stück nach dem anderen kommt dir langsam grasend entgegen, bis du das ganze, zweihundertköpfige Gewimmel auf einmal überblicken kannst, und auch die vier Hirten, die mit dem Knallen ihrer endlos langen Peitschen und mit dem einförmigen Ruf: „kuda!" („wohin?") die Störrischen heimwärts treiben. Sieh', da ist ja auch Mischa! Barfuß, mit der unvermeidlichen, verwegenen Kappe auf den verwehten Haaren, der auch kein Maler mehr irgendeine

Farbe zusprechen kann, die Hirtentasche umgehängt, begrüßt er dich lachend, strahlt über das ganze, sonnenverbrannte Gesicht vor Freude, dich hier, so weit draußen, zu treffen. Jetzt darfst du auch seine Peitsche bestaunen. Die Schnur ist anfangs fingerdick und wird am Ende zwirndünn, von einem kräftigen Knoten abgeschlossen. Der Stock ist nur eine Elle lang, aber das Ganze knallt wie ein Gewehrschuß.
Indessen treibt die Herde langsam heimwärts. Mit den letzten leuchtend roten Sonnenstrahlen brandet sie ins Dorf, von wohl hundert Kindern und Frauen empfangen, die alle mit lauten Rufen ihr Tier aus der Menge heraussuchen, ein bewegtes, fast wildes Bild, zeitlos in Farbe und Form. — Die Kühe fänden wohl auch allein ihren Stall, aber die Schafe laufen noch lange schreiend zwischen den Häusern umher und finden sich nicht zurecht. Die rotleuchtenben Strohdächer werden langsam grau, dann schwarz. Stille legt sich über das Dorf.
Mischa hat sich gewaschen, hat gegessen. Nun sitzt er in der Dämmerung auf der Bank vor dem Haus, und erzählt vom vergangenen Sonntag. Er war ein paar Wegstunden über Land bei Verwandten zu Besuch. Da hat er ein Mädchen getroffen, ein gutes Mädchen. Abends sind sie zusammen fortgegangen und haben sich am Wegrand ins hohe Gras gelegt. „Warum kannst du nicht immer hier sein?", hat sie nur gesagt. Was wäre auch weiter zu sagen gewesen? Und der Junge ist über sie gekommen mit seiner noch weichen, schmiegsamen Kraft. —

„Gehst du nächsten Sonntag wieder hin, Mischa?"
„Mosche – vielleicht."
„Spa koini notsche – gute Nacht!"
„Ssladki sson – träum schön!"

Die banja

Um die Mittagszeit sitzen sie eng aneinandergedrängt um den Tisch – der Kleinste guckt kaum über die Kante – und löffeln den gestampften, in Milch gekochten Weizen aus der großen, gemeinsamen Schüssel. Im Ofen verglimmen noch die letzten Scheite, zwischen denen der bauchige Eisentopf gestanden hat. Daneben kugeln zwei Katzenfamilien übereinander, und im Verschlag in der Ecke stülpt das zwei Wochen alte Kalb die unfaßbar lange Zunge hervor. In diesem Hause gedeiht alles und wird ein jedes satt. Die Mutter steht über allem wie eine Göttin der Fruchtbarkeit. In kurzer Zeit ist die Schüssel leer, und gleich beginnt wieder die Arbeit. Die Jungen schmieren den Wagen. Mischa hackt das Holz für den nächsten Tag. Er ist ein Künstler darin. Völlig verwachsene Stücke legt er sich kurz zurecht, und mit dem ersten Schlag schon sind sie zertrennt. In einer kleinen Viertelstunde hat er eine Wand von duftendem, leuchtend gelben Spaltholz aufgeschichtet. Nun nimmt er das Heu auf, die Kuh zu füttern. Eigentlich nimmt das Heu ihn. Er schmiegt sich ganz mit dem Leib und mit den Schenkeln hinein, umschlingt es mit beiden Armen und schwingt sich dann rückwärts empor. Eine Bewegung ist das von vollendeter

Schönheit und doch ganz ungewollt, unbewußt, reine Natur. Dann geht er, die Banja zu heizen. –
Am Abend ist das Feuer unter den großen Steinen schon erloschen, der Rauch aus der niedrigen Hütte abgezogen. Aber die Steine selbst und die Luft in der Banja sind glühend heiß. Warmes und kaltes Wasser steht in Bottichen bereit. Da kommen – in einer Welle von hellen Rufen, Lachen und Singen – zuerst die Jungen, Bündel von Birkenzweigen unter den Armen. Im Vorraum, wo die Kleider bleiben, ist frisches Ströh auf den Boden gebreitet. Drinnen aber verzischt ein Guß Wasser auf den heißen Steinen. Das zitternde Licht einer Kerze vergoldet alles. Wolken von goldenem Dampf umschleiern die hellen Glieder der Jungen, die erst auf der höchsten Pritsche sich in der Hitze dehnen, dann unter goldenem Sprühen sich mit Wasser begießen oder die Haut mit Birkenlaub schlagen und reiben, oder auch lachend sich balgen, glühend im Rauschen der Pulse. Und es nimmt das Lachen und Balgen, das Sprühen und Spielen kein Ende bis die Mutter breit mit den Mädchen erscheint und die Jungen vertreibt. –
Spät erst kehren sie alle heim, mit gerötetem Antlitz, feuchtem Haar und dem Duft nach Holz, nach Rauch und nach Birken. –

OSTERFEST

Arme voll Schilf trägt Mischa vom Bach in das Haus herauf, breitet es über die frisch gescheuerten Dielen, steckt es zwischen die Balken, in die Fugen der Wände. Auch von den Deckenbalken hängen Schilfblätter herab. Unter jedem Schritt in der Stube rascheln die Halme. Aus den längsten Blättern flechten die Jungen Peitschchen. Was nur die Peitschen bedeuten? Die Mädchen kichern und tuscheln, wenn du sie danach fragst.

Aber unten im Ort schmücken sie schon die Kirche. Rohe Bretter verkleiden das Schußloch im weißen Turm. Und die alten Bilder, das Gewand für den Popen, alles ist festlich bereit, mit Grün und mit Blumen umwunden und mit buntem Papier. – Woher sie das alles bringen, die Decken für den Altar, die Schärpen für die Ikone, die eigenen Tücher und Kleider? War ihre Armut nur Maske? Es ist, als erstände das alte Rußland noch einmal vor dir.

Und schon zieht es heran auf allen Straßen und Wegen, Meilen um Meilen umher, mit Wagen und mageren Pferdchen. Tausende lagern am Abend in vielfältigen Gruppen versammelt auf dem dämmrigen Platz vor der kleinen zerschossenen Kirche. Pausenlos drängt der Strom von Männern, Frauen und Kindern durch das enge Portal ins Innere und auch heraus, es fließt das Volk durch die Weihe. – Mit verlegenem, zweifelnden Lächeln treten die Jungen ein, der alten Sitten entwöhnt. Auch Mischa mit seinen Brüdern folgt der eifrigen Mutter, die ein großes, schneeweißes Tuch um

ihren Kopf gebunden und eine reinweiße Bluse über die alte gezogen hat.
— Aber drinnen empfängt sie das verzaubernde Licht von vielhundert Kerzen, die in konzentrischen Kreisen, von den Händen der Menge gehalten, den singenden Priester umstehen.
Und im zitternden Abglanz der vielen Kerzen erstrahlen die goldenen Heiligenbilder, ehrwürdige alte Ikone, aus den verdämmernden Nischen, als ob sie Leben gewännen.
Da können sich auch die Jungen nicht länger dem Banne entziehen, der hier alle umfängt. Sie beugen willig die Knie und tragen ihr Osterbrot, das daheim mit dem Kreuze gezeichnet, demütig nach vorn zum Altare, wo der singende Priester es weiht. Und die Mädchen singen, vorn am Altare stehend, Stunde um Stunde die alten, einförmigen Litaneien, die in vier Tönen schwingen. Sie werden der Töne nicht müde. —
So wandert die Nacht herum. Draußen brennen die Feuer zwischen den Wagen und Pferden, und es denkt keiner an Schlaf. — Doch am anderen Morgen steckt jedes Haus voller Gäste. Die Tische fassen kaum alle die vielen Schüsseln und Teller mit Eiern, Gebäck und Speisen. Und reichlicher Wodka geht um. Die Mädchen, die in der Kirche acht Stunden und länger gesungen, sind nun schon wundervoll trunken von Schnaps und Festesfreude.
„Acht Tage wird Ostern gefeiert! So wurde es früher gehalten. Und dieses Jahr feiern wir, solang es zu feiern gibt!" —
Draußen aber jubeln die Lerchen der Sonne entgegen, steigen

vom sprießenden Grün ins seelige Blau empor. –

Am bach

Glitzernd und plätschernd windet sich draußen der Bach durch frische, saftige Wiesen. Sträucher und Buschwerk säumen die beiden lehmigen Ufer und überwuchern zuweilen das Wasser wie ein Gewölbe. Dort sind die Wellen dunkel und scheinen ruhiger zu fließen. Nur von den freieren Strekken schimmert das Licht herein. Vorsichtig waten dort – lichtbraun im grünlichen Blau, bis zur hellen Brust in den Wellen – zwei große Jungen heran. Sie tasten mit beiden Händen die weit unterspülten Ufer nach stehenden Fischen ab, die sich dort gerne verstecken. Plötzlich packt einer zu, und mit der gleichen Bewegung, mit der er den Glatten gegriffen, schleudert er ihn durch die Luft im hohen Bogen auf's Trockne, wo die Schar der kleinen Trabanten mit Eifer und hellem Geschrei den Zappelnden fängt und tötet und zu den übrigen reiht. Sie schleppen schon eine Last von Weißlingen und von Welsen an Schnüren über der Schulter. – Aber da stieben sie mit einemmal auseinander. Denn vom Bache her kommen mit steinerweichendem Brüllen zwei glänzende Neger gelaufen. Die beiden Großen haben vom Kopf bis zu den Füßen mit schwarzem Schlamm sich bestrichen. Nur die weißen Augäpfel leuchten und die weißen Zähne schimmern aus der Schwärze hervor.
So jagen sie eine Weile hinter den Kleinen her. Dann springen sie wieder ins Wasser, tauchen und schwimmen und

steigen am Ende rein und hell wie zuvor aus den Wellen hervor, laufen, springen und ringen, Schenkel an Schenkel gestemmt, im hohen Grase und dehnen sich wohlig lang in der Sonne.

Indessen haben die Kleinen Holz zum Feuer gesammelt. Auch eine Pfanne ist da, ein wenig Fett, sogar Eier. Die Fische wandern geschuppt, im Bache gespült, in die Pfanne, und die Jungen liegen in Frieden auf dem Bauch um das Feuer versammelt und ziehen den Duft in die Nasen. Sie brauchen nicht lange zu warten und machen bald reinen Tisch. Es geht kein Krümchen verloren. –

Dann trollen sie sich.

Bald sind sie hinter den Bäumen der nächsten Krümmung des Baches verschwunden, die Stimmen verklungen. –

Es plätschert nur noch das Wasser und glitzert faul in der Sonne.

Ernte

Nun hat auch die Stute ihr Fohlen.

Sie hat es alleine geworfen, ganz ohne Hilfe, im Freien. Am frühen Morgen hat Mischa sie Stunde um Stunde gesucht und endlich beide gefunden, weit auf der Weide draußen, am Grunde des grenzenlosen, silbrigen Nebelmeeres. –

Inzwischen verblich das Grün unter der Hitze des Sommers, das Korn ward reif und geschnitten, die Wege gemahlener Staub. Selbst der Wald scheint trocken und staubig. Es hat Wochen der härtesten Arbeit und kaum einen Sonntag gegeben. Die Zeit der Spiele – vorbei.

Das Heu von den Wiesen, das Korn, den Flachs, das Holz aus dem Walde hat Mischa eingebracht und hat nicht gewußt wohin. Da mußten erst Stämme zur Säge. Dann baute er sich eine Scheuer gleich hinter dem Haus, aber höher. Nun ist sie bis oben hin voll. Und der Junge selbst kann es kaum fassen. Am Abend steht er davor. Die Sonne vergoldet sein Haar, sie vergoldet das Stroh auf den Dächern und das weite Land rings umher bis zum blauen Wald in der Ferne.

Da überwältigt es ihn.

Es ist wie verhaltener Jubel, wie ein Dankgebet an das Leben, fast schluchzt er und breitet dabei weit beide Arme aus: „Soviel Brot dieses Jahr!"

Der Himmel flammt heftig auf in brandiger Röte und schnell senkt sich die Dunkelheit über Nähe und Ferne.

Aller Seelen

Der Friedhof am Ortsrand muß einmal sehr schön gewesen sein. Mächtige alte Bäume machen ihn fast zum Park. Doch ist er nun arg verkommen. Viele Gräber sind schon garnicht mehr zu erkennen, und eine große, offene Grube im Hintergrund birgt traurige, schreckliche Dinge. –

Heut aber wimmelt das Volk in hellen, festlichen Kleidern zwischen den Gräbern umher und lagert unter den Bäumen. Verlorene Grabstellen werden von neuem entdeckt und bezeichnet und von dem bärtigen Popen mit schwingendem Räucherkessel für eine Gabe geweiht. Schon füllt sich die

lederne Tasche. Hie und da breiten Frauen weiße Tücher über die Gräber, decken darauf den Tisch und laden den Toten zum Mahle mit seinen lieben Verwandten. Hat er es immer so kalt und traurig unter der Erde, soll er sich heute laben, trinken und fröhlich sein! –

Bald essen sie überall und trinken zwischen den Gräbern. Nicht lange, so singen sie auch und tanzen am Ende ein wenig. Das leuchtet und klingt um die Bäume und Büsche im schattigen Grün, bis die Schatten länger werden und ein kühler Wind aufkommt.

Da verliert sich eins um das andre, zurück in den Ort, in die Häuser –

und die Toten sind wieder allein.

Abschied

Nach Monaten müssen wir weiter. –

Bei einem zerschossenen Panzer, nicht weit von den Friedhofsbäumen, steht der Junge und wartet.

Der Wind treibt sterbende Blätter, gelbe und braune umhr.e

„Dosvidania, Mischa!

Bleib gesund und grüß deine Mutter!"

Er steht und sagt nichts. Es würgt ihn. Und dann – zerbricht sein Gesicht. Ein unnennbarer Jammer, fassungsloses Schluchzen erschüttert den ganzen Leib. Was wissen wir noch von Schmerz? –

Dunkelrote Dahlien hat er im Garten gepflückt. Sie sind sein letztes Geschenk. Nur schnell jetzt, schnell in den Wagen! –

Wir sind nie wieder so weit in das Land hineingekommen. Doch hörten wir später einmal, der Ort sei vollkommen verbrannt. –

DER VERFASSER

der »Russischen Elegie« hat Rußland als Soldat im Kriege erlebt. Aber er hat es anders erlebt als hunderttausend andere. Ihm hat sich nicht nur die Landschaft erschlossen, sondern auch der Mensch. Nicht der vom politischen System geprägte, sondern der junge, ursprüngliche Mensch ist ihm dabei zum Freund geworden.

Und dieses Erlebnis der Lebensnähe wurde so stark, daß es eines Tages seine eigene Sprache fand. Es schrieb sich selbst, nicht nur einmal, sondern nach Verlust des Erstmanuskripts, das noch in Rußland selbst entstand, Jahre danach in Spanien zum zweiten Male, in der gleichen Form, im gleichen Rhythmus, im gleichen Wortlaut.

DIESE ERSTAUSGABE

von 400 Exemplaren ist ein Handpressendruck auf Ingresbütten und wurde im Handsatz in der Schneidler-Mediaeval gesetzt.

